

Werbung:

Technikumstrasse 3, 8400 Winterthur
 Telefon 052/213 33 56, Fax 052/214 26 10
 info@heggli-buchbinderei.ch
 www.heggli-buchbinderei.ch

Laminieren?

HEGGLI
 Buchbinderei und mehr

Atomstrom, Retter unseres Klimas?

Zum Intermezzo «Klimapolitik Ja oder Nein?» von Gabriela Winkler im «Stadtblatt» vom 4. Januar:

Die Autorin rechnet uns vor, neue Atomkraftwerke wären die Lösung für die zukünftige Stromversorgung. Sie würden dank wenig CO₂ unser Klima am wenigsten belasten, wären also gegenüber allen anderen Varianten die beste Lösung. Dass die Kernenergie nicht besonders viel klimaschädigendes CO₂ produziert, ist richtig, doch so einfach ist die Sache nun auch wieder nicht. Erstens: Atomkraftwerke sollen gegenüber Windkraftanlagen gar weniger CO₂ produzieren. Liebe Frau Winkler, das ist etwas gar dick aufgetragen. Ob es nun 16 Gramm oder, wie andere Studien sagen, bis 100 Gramm pro Kilowattstunde sind, liegt in der gleichen Grössenordnung wie bei Windkraftanlagen (je nachdem, wie man misst). Tatsache ist: Es gibt neben der Wasserkraft kaum vollständig CO₂-neutrale Technologien für Stromproduktion. Unter Berücksichtigung von Prozessen wie Rohstoffbereitstellung, Transport, Produktion der Anlagen sowie Entsorgung von Abfällen und Infrastrukturen wird immer auch CO₂ ausgestossen. Zweitens: Die CO₂-Produktion von Atomkraftwerken ist gegenüber Gas- oder gar Kohlekraftwerken um Grössenordnungen kleiner, aber eben, dies gilt genauso auch für Windkraftanlagen! Es geht in der Klimapolitik darum, die klimaschädigenden Gase zu minimieren. Hier liegen Atom- und Windkraft gleichauf. Drittens: Das ist noch nicht die ganze Geschichte. Drei nicht ganz unwesentliche Dinge hat Frau Winkler in ihrem Vergleich unterschlagen: die Risiken der Atomtechnologie, das ungelöste Problem der strahlenden Abfälle und die Endlichkeit der Uranressourcen. Beginnen wir beim letzten Punkt. Beim gegenwärtigen Verbrauch reichen die Uranreserven bestenfalls bis zum Ende des Jahrhunderts. Bauen wir weitere Anlagen, so reduziert sich diese Zeitreserve weiter. Die aktuelle Atomtechnologie kann keine zukunftsträchtige Lösung sein. Für die Schweiz gilt ausserdem, dass wir damit nicht vom Ausland unabhängiger werden – wir müssen

das Uran importieren. Zur Problematik des Atommülls: Es gibt noch immer keine technologisch unumstrittene und politisch umsetzbare Lösung dafür, wie man auf Zehntausende Jahre hinaus den Müll sicher lagern könnte. Dieses Problem einfach zukünftigen Generationen aufzubürden ist meines Erachtens verantwortungslos. Aber vielleicht möchte Gabriela Winkler den eigenen Garten für ein Endlager zur Verfügung stellen ... Bleibt das Risiko der atomaren Anlage selbst. Seit Tschernobyl wissen wir um die Gefahren. Ein vergleichbarer Unfall in der dicht besiedelten Schweiz hätte Unglaubliches zur Folge: Millionen Menschen wären der Strahlung ausgesetzt. Niemand kann die möglichen Folgen eines solchen Ereignisses versichern. Fazit: Die Atomtechnologie ist ein Auslaufmodell. Ganz anders zum Beispiel die Windkraft: Ihr Potenzial ist weltweit betrachtet riesig. Offshore-Anlagen in der Nordsee könnten den gesamten Strombedarf von Europa decken. Einziger Nachteil: Wir müssen den Strom importieren. Ich importiere aber lieber sauberen Windstrom als giftiges Uran und strahlenden Müll.

Reto Diener, Winterthur.

Eine FDP-Kantonsrätin stürzt sich heldenhaft in den vielfältigen Lanzenwall der Energiealternativen und ruft: «Sorgt für die Atomenergie!», und ich habe ein Déjà-vu: Vor knapp vier Monaten durfte ich zu einem ähnlichen Artikel von ihr einen Leserbrief publizieren und frage mich nun, ob sie den nicht gelesen hat oder grundsätzlich immer das Gleiche schreibt. Wie soll ich mich als Jungpolitiker engagieren, wenn gewählte Politiker die Auseinandersetzung verweigern und nicht auf Gegenargumente eingehen? Nichtsdestotrotz möchte ich Frau Winkler nochmals gute Argumente für ein gesundes Klima und genügend Strom ohne strahlenden Abfall präsentieren: Ich habe mich im Rahmen meiner Maturitätsarbeit mit der Schweizer Stromversorgung auseinandergesetzt und bin zu interessanten, neuartigen und einfachen Lösungsansätzen gekommen: Statt Grosskraftwerke wie AKW oder

Gaskraftwerke setzt man kleinere dezentrale Stromerzeuger ein. Die Vorteile sind vielfältig, zum Beispiel, dass der Strom am Ort und zum Zeitpunkt des Verbrauchs produziert werden kann und unsere Höchstspannungsverbundnetze nahezu überflüssig machen. Bei der Wahl des Brennstoffs ist man frei, zwischen Heizöl, Erdgas oder erneuerbaren Energieträgern zu wählen, so kann man auch das CO₂-Problem angehen. Die Stadtwerke brauchen nur Biogas zu vernünftigen Konditionen über ihr Netz zu gewähren. Die Versorgungssicherheit für den Betreiber des Kleinkraftwerks ist gegeben und auch der Ersatz des AKW-Stroms. Ein weiterer Vorteil ist die effiziente Nutzung von Primärenergie, die bei Grosskraftwerken mit Wirkungsgraden von etwa 33 Prozent ungenügend ist. Mit Kraft-Wärme-Kopplung kann man Stromerzeugung und Heizwärmeproduktion verbinden und Wirkungsgrade von 95 Prozent erreichen. Die Technik ist bereit, der Preis moderat – wir müssen nur noch handeln. In den Liegenschaften meiner Familie sind seit Jahren Kleinkraftwerke erfolgreich in Betrieb, beide Gebäude produzieren mehr Strom, als sie beziehen. Noch ein paar Worte zu den «vergleichbaren CO₂-Äquivalenten»: Bei Atomkraftwerken von einem Brennstoffkreislauf zu sprechen ist verfehlt, denn wenn es ein Kreislauf wäre, müssten wir uns keine Sorgen um ein Endlager machen. Die Werte von den Äquivalenten variieren je nach Quelle, so dass ich durchaus die Gegenbehauptung aufstellen kann, ein Atomkraftwerk habe eine Äquivalente von über 140 Gramm (nicht bloss 16, wie behauptet wird) und Solarkraftwerke können bei ausgewählter Produktionsweise fast CO₂-neutral sein, brauchen sie doch keine Beton- und Stahlstrukturen. Für Abbau, Transport und Anreicherung des Uranbrennstoffes benötigt man enorme Mengen an Chemikalien, Brenn- und Treibstoffen, ob das wohl bei gewissen Berechnungen vergessen gegangen ist?

Michael Stöckli,
 Kantonsratskandidat der Jungen Grünen, Winterthur.



Warum eine so zentrale Verwaltung?

Jahresrückblick über die Stadtentwicklung: Gute Arbeit hat das Stadtmarketing geleistet. So viele neue Arbeitsplätze wie erwartet wurden nicht geschaffen, die vielen zahlungskräftigen Neuzuzüger sind ausgeblieben, die Steuerkraft hat sich im Vergleich zum Kanton nicht gebessert. Trotzdem lobt die Organisation, was die Mitte-links-Regierung geschaffen hat. Ganz einfach, es geht der Stadt nicht gut, aber den anderen geht es noch schlechter. Gut bestellt ist es um das Kulturleben und die gute Lebensqualität in Winterthur, was kaum der Regierung, sondern der Initiative und Kreativität der Einwohner und Einwohnerinnen zu verdanken ist. Der Stadtregierung sei zugestanden, dass sie Kultur und Bildung nach Mög-

lichkeit unterstützt. Das Augenmass verloren hat sie aber mit dem geplanten Sitz auf dem Arch-Areal. Irgendwie erinnert mich das an diktatorische Regierungen, deren Amtssitz oft das schönste und unübersehbar zentral gelegene Gebäude der Stadt ist. Die Stadtregierung ist natürlich überzeugt, dass ihre Tätigkeit am wichtigsten ist, doch als Durchschnittsbürger hat man in der Regel nicht ständig mit Ämtern zu tun, weshalb eine derart zentrale Lage auf dem teuersten Baugrund nicht zwingend ist. Sicher müssen die Ämter mit dem ÖV gut erreichbar sein, aber ich kann mir auch vorstellen, dass viele Bürger mit dem Auto hinwollen und über gute Parkmöglichkeiten froh wären; auch ein Dienst an den Kunden. Vie-

le Dienstleistungen der Stadt lassen sich ausgezeichnet per Internet erledigen, da kann man die Verwaltung nur loben. Einige publikumsintensive Stellen wie Steueramt, Polizei und Einwohnerkontrolle, Stadthaus, Lagerhausstrasse wurden vor nicht langer Zeit für teures Geld neu ausgebaut. Ich befürchte, dass es auch einige Ausnahmen gegen den zentralen Sitz geben wird, womit der Spareffekt bald hinfällig würde. Ein weiteres Argument gegen den Verwaltungssitz an so zentraler Lage ist die Tatsache, dass auch der fleissigste Beamte einmal nach Hause geht und so nachts ein menschenleerer Stadtteil entsteht, wohl kaum im Sinn einer guten Stadtentwicklung.

■ ■ ■
Ursula Künsch, Winterthur.

Behaarte Beine sind wieder in.



Intermezzo.

Ich musste wissen, welches Buch die Emanzen unseres Landes derart in Rage gebracht hat. Deshalb habe ich es gelesen: das Buch von Eva Hermann. Zuerst stellen wir fest, dass die Feministinnen in Deutschland dasselbe beklagen wie ihre Artgenossinnen in der Schweiz. Eine ganz so prominente Vorzeigefrau wie Alice Schwarzer haben wir nicht, dafür gibt es ein paar kleine Alices, die an vorderster Front für mehr Gleichberechtigung und Gleichsein kämpfen.

■ ■ ■
Besondere Merkmale der echten Feministinnen: oft kurz geschorene Haare, tendenziell rötliche, klotzige Kettenkunst um den Hals gehängt und in grellfarbige Gewänder gehüllt. Des Öfteren ist in diesen Kreisen festzustellen, dass sich Haare an

Beinen und in den Achselhöhlen wieder grösserer Beliebtheit erfreuen, was Frau dann auch offen zur Schau trägt. Daneben gibt es natürlich noch den grösseren Anteil der Schönwetter-Feministinnen, welche in der Regel auch dem Cüpli-Sozialismus zuzuordnen sind. Chanel, Prada, Opernhaus und mehr als genügend Geld auf dem Konto. Obwohl der Probleme normaler Familien nichtwissend, ist es halt einfach schick, sich für Gleichberechtigung einzusetzen.

■ ■ ■
Eva Hermann beschreibt in ihrem Buch vor allem auch das Gleichsein-Wollen. Frauenrechtlerinnen wollen alles, was die Männer haben und können. Vorbei ist es mit der Weiblichkeit und feminin gilt eigentlich als Schimpfwort. Der biologische Unterschied zwischen Frau und Mann ist gegeben. Frauen haben andere Stärken und Schwächen als Männer, Frauen kommunizieren und führen anders. Da einen Einheitsbrei machen zu wollen, funktioniert nicht. Wenn heute schon 10-jährige Knaben in der Schule über «die neue Rolle des Mannes» diskutieren müssen – kein Witz! –, ist eine Karriere als Weichei vorprogrammiert. Lassen wir Kinder Kinder sein, Mädchen Mädchen und

Jungs Jungs. Sonst ist der Traum vom starken Mann an der Seite bald vorbei. Der Wunschtraum jeder Feministin ist ein Mann, der frühzeitig von seinem Teilzeitjob nach Hause eilt, die Kinder in der Krippe abholt, sie badet und wickelt und die Wäsche bügelt, während der Auflauf im Backofen brutzelt. Und die Frau kommt gestresst heim, lässt sich aufs Sofa fallen und gönnt sich ein Feierabendbier, damit die Gleichstellung endgültig erreicht ist? Dass der Mann im Haus in jedem Fall trotzdem noch die Bilder aufhängen, die Lampe montieren und das Auto reparieren muss, versteht sich natürlich. Dort hört die Gleichstellung auf, vom Mann kann dann ja schon noch etwas mehr gefordert werden.

■ ■ ■
In den Gleichstellungsrunden wird nur unter Frauen diskutiert, die Gleichstellungsbüros werden von Frauen geführt, und die Männer getrauen sich gar nichts mehr zu sagen, da sie bereits als 10-Jährige derart eingeschüchtert wurden. Das krassste Beispiel ist sicher die Abtreibung. «Mein Bauch gehört mir», sagen die Frauen – der Mann sagt nichts, weil er von Gesetzes wegen offiziell nichts dazu zu sagen hat.

■ ■ ■
Natalie Rickli, SVP-Gemeinderätin.

